



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lügen

Bourget, Paul

Budapest, 1891

V. Das Morgenroth der Liebe.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

V.

Das Morgenroth der Liebe.

Der Anprall neuer Empfindungen war für René an diesem Abend ein so heftiger und vielfacher gewesen, daß es ihm unmöglich ward, dieselben einzeln zu zergliedern, während er den Weg von der „Rue de Bel Respiro“ in die „Rue Coëtlogon“ zu Fuß zurücklegte. Hätte das Entsetzen über die beleidigte Liebe Claude nicht veranlaßt, das Hotel Romof in aller Eile zu verlassen, so wären die beiden Freunde miteinander fortgegangen. Sie hätten, beim kalten Sternenschimmer die einsamen Avenuen entlang wandelnd, eines jener Gespräche geführt, in dem junge Leute beim Verlassen einer Gesellschaft einander alle Eindrücke mittheilen, die sie empfangen. Möglicher Weise hätte die bloße Namensnennung Frau Moraines' René gewahr werden lassen, welchen Platz er dieser so selten zarten Schönheit, die für ihn die lebendige Verkörperung all' seiner aristokratischen Träume war, mit einem Male in seinen Gedanken angewiesen hatte. Vielleicht hätte Claude ihm einige Andeutungen gemacht über den Unterschied, der zwischen einer Dame von Welt besteht von der Art Frau Moraines' und einer wahrhaft hochgeborenen Dame; vielleicht wäre ihm dann von selbst die fieberhafte Erregung erspart geblieben, mit der er sich darin gefiel, den ganzen Weg entlang in seinem Gedächtniß das Bild der äußern Erscheinung, ja der geringfügigsten Bewegung Susannens festzuhalten. Er hatte vernommen, daß sie die Gräfin beim Abschiedsruß bei diesem schönen Vornamen gerufen, und er sah sie im Geiste in ihrem mit weißem Pelz gefütterten Mantel, der so dicht war, daß ihr reizender Blondkopf in demselben fast zu klein erschien. Er vergegenwärtigte sich die Haltung dieses Kopfes, das leichte Nicken, das sie ihm — René — zugebracht, bevor sie

ihren Wagen bestieg. Auch erinnerte er sich wieder, daß sie mit gespannter Aufmerksamkeit bei Tisch neben ihm gesessen; desgleichen der Art, mit der sie die Lippen bewegte, um ihm Worte zu sagen, die in ihrer schmucklosen Einfachheit den Beweis führen sollten, daß die Schönheit ihrer Seele mit ihrem Aeußern zum mindesten übereinstimme und daß dieses hinwieder ganz dem Rahmen entspreche, in dem ihm dasselbe entgegentrat. Er ward sich nicht einmal des langen Weges bewußt, den er zurückzulegen hatte, und doch war es ein Drittel von Paris. Er betrachtete den Himmel über seinem Haupte, das dunkel dahin fließende Gewässer der Seine, die langen Reihen der Gasflammen, welche die endlose Länge der Straßen nur noch ausgedehnter erscheinen ließen. Die Nacht kam ihm so weit vor, so vielumfassend wie die Empfindung, die ihn derzeit beherrschte. Die Geistesrichtung derjenigen Schriftsteller, die nur Dichter sind, macht diese zu Opfern eines unbeschreiblichen Zustandes, den man gewissermaßen den lyrischen nennen könnte: es ist gleichsam eine Vorahnung der Hektigkeit im Hoffen oder Verzweifeln, je nachdem sich im Augenblick diese merkwürdig vervielfältigende Eigenschaft der Freude oder dem Schmerz anpaßt. Was bedeutete beispielsweise dieser Eintritt in die Welt, der sich in dem Hirn dieses Kindes derzeit zu einer Wiedergeburt seines Schicksals aufbaute? Nichts, als einen flüchtigen Blick in eine halbgeöffnete Thürspalte, der, um sich nutzbringend zu erweisen, eine Unsumme kleiner, günstiger Momente bedingte, die ein Ehrgeiziger entschieden in Betracht gezogen hätte. Der Ehrgeizige hätte sich zweifellos die Frage gestellt, welchen Eindruck er hervorgerufen, welchen Charakteren er begegnet, welche von den Personen, die ihn in diesem Salon einer Auszeichnung gewürdigt, einen Besuch verlohnten, welche hingegen eines eifrigeren Umganges werth seien. Statt dessen schwamm unser Dichter in einem Meer von Glückseligkeit. Das Behagen an dem letzten Theil der Unterhaltung spiegelte sich wieder in allem Andern. Sogar die Stunden der Todesangst, die er durchlebt, vergaß er. In dieser Stimmung erreichte er das Thor seiner Behausung. Während er den schweren Flügel aufstieß und dann vorsichtig und leise auftretend seinem Zimmer zuschlich, that es ihm wohl, den Gegensatz zu erwägen von der Welt aus der er kam, zu

jener in die er zurückkehrte. Da er in dem Alter stand, in dem der Ausgleich nervöser Erregungen sich selbst inmitten größter Unregelmäßigkeiten der Gedanken und Empfindungen vollständig ordnungsmäßig vollzieht, so verfiel er, sobald er zu Bett gegangen war, alsbald in festen Schlaf. Er wußte sich den nächsten Morgen, als er gegen 10 Uhr erwachte, nicht einmal Rechenschaft zu geben, ob er auch nur geträumt hatte von den erlebten Herrlichkeiten, von dem Beifall in den weiten Empfangsräumen, von dem niedlichen Profil Frau Moraines', das so liebreizend aussah im blonden Haarschmuck.

Zwischen den herabgelassenen Vorhängen und den Spalten der geschlossenen Läden drang ein Lichtstrahl hindurch. Auf der engen Straße ward kein Geräusch hörbar, ja selbst im Innern der Wohnung machte sich keinerlei Bewegung geltend, die doch sonst ein bescheidener Haushalt des Morgens unwillkürlich mit sich bringt; kein Hin- und Hergehen der Magd, kein hastiges Rücken der Möbelstücke, keine Vorbereitungen zum Frühstück. Diese Stille überraschte den jungen Mann. Er zog seine Uhr zu Rathe, um zu sehen, wie lange er geschlafen; und dann empfand er abermals die Seligkeit, deren er noch niemals überdrüssig geworden, sich von seiner Schwester mit jener Vergötterung geliebt zu wissen, die sich von den wichtigsten Ereignissen des Lebens bis zu den unscheinbarsten erstreckte. Gleichzeitig bemächtigte sich seiner die Erinnerung an den Vorabend. Unzählige Bilder jagten durch sein Hirn, und sie alle waren zersezt mit den feinen Zügen, dem geistreichen Mund und den blauen Augen der Frau Moraines. Sie erschien ihm in noch bestimmteren Umrissen als am Abend vorher in dem Augenblick wieder, als sie Abschied nahm; doch offenbarte ihm weder die Lebhaftigkeit dieser Vision, noch das unsägliche Behagen, mit dem er bei derselben verweilte, das keimende Gefühl in seinem Herzen. Es war ein künstlerischer Eindruck und nicht mehr, — gerade so, als wenn die durch Beschreibungen der Dichter und Romantiker erweckten herrlichsten Traumgebilde seiner Jugendtage vor seinen Augen thatsächlich lebendige Gestalt angenommen hätten. Er genoß in der lauen Bettwärme sowohl diese Erinnerung, als auch den behaglichen Anblick seines Zimmers, alles Gewohnten und seines ganzen traulichen Heims. Seine Blicke schweiften wohlgefällig über die in dem Halbdunkel

wahrnehmbaren Gegenstände: über den Tisch, den Emiliens liebende Hand geordnet, über die Stahlstiche, die von dem gesättigten Roth der Tapeten vortheilhaft gehoben wurden, über die Einbände seiner geliebten Bücher, über den Kamin, auf dessen Marmorplatte einige Photographien im Leder-rahmen prangten; auch das Bild seiner Mutter stand dort, — der armen Mutter, die gestorben war, noch bevor sie die Verwirklichung ihrer heißen Wünsche erlebt hatte; sie, die einst so stolz gewesen auf den kleinsten schriftstellerischen Versuch, den sie, unter andern Papieren verstreut, auf dem Tisch ihres Sohnes gefunden, wenn sie das Zimmer aufräumte. Auch die Photographie des Vaters stand da, mit dem melancholischen Gesicht, das vom Alkohol zersezt schien. René hatte oft die Betrachtung angestellt, daß die geheime Unzulänglichkeit seines eigenen Willens ein Erbtheil sein dürfte von diesem unglücklichen Manne. Heute jedoch, an diesem Festmorgen, war er nicht in der Laune, Traurigem in seinen Lebensbedingungen nachzugrübeln, und so schlug er denn mit der Freudigkeit eines Kindes dreimal auf die Kante seines Bettes. Er pflegte in dieser Weise Françoise des Morgens zu rufen, damit selbe seine Vorhänge und Läden öffne. Anstatt der Magd trat jedoch diesmal Emilie selbst ein, und nachdem sie die Helle hatte einströmen machen, blickte sie den jungen Mann mit schwesterlich liebevollem Lächeln an; einem Lächeln, das ganz erfüllt schien von vertrauensseliger Neugier.

„Ein Triumph war es . . .“ antwortete er heiter auf die stumme Frage Emiliens.

Die junge Frau klatschte gleich einem kleinen Mädchen in die Hände, setzte sich auf einen niedern Stuhl am Fußende des Bettes und sagte lieblosend: „Du mußt noch ein bißchen länger liegen bleiben . . . Françoise wird Dir den Kaffee bringen. Ich hatte ganz richtig berechnet, daß Du gegen 10 Uhr erwachen würdest . . . Als Du klopftest, war ich eben mit dem Kaffeereiben fertig. Du bekommst ihn daher ganz frisch . . .“ Und als die Auvergnatin eintrat, mit ihren rothen, gedunsenen Händen, die Porcellantasse haltend, fügte sie hinzu: „Ich werde Dich bedienen; Fresneau hat es übernommen, Constant zur Schule zu bringen . . . Wir haben daher viel Zeit vor uns, so erzähle mir denn Alles . . .“ Und René mußte über die Erlebnisse des verflossenen

Abends berichten, ohne irgend eines zu verschweigen. „Was hat Claude Larcher denn gesagt?“ fragte die Schwester. „Wie sah der Hof des Hotels aus? Wie das Vorzimmer? Was für ein Kleid trug die Gräfin? . . .“ Sie belachte herzlich die phantastischen Metaphern der Frau Sermoisès. Und als sie von dem beißenden Spott der Frau des Kollegen hörte, rief sie aus: „Oh über diese Megäre! . . .“ Die Unwissenheit der schönen Frau Ethorel belustigte sie, sie war empört über die Grausamkeit Colette's, doch als ihr René das liebliche Profil Frau Moraines' beschrieb und ihr das Gespräch wiederholte, das er mit derselben beim Abendessen geführt, da hätte sie sich gerne selbst bei der ausgezeichneten Frau bedankt, die es verstanden hatte, ihren René beim ersten Zusammentreffen zu erfassen. Ihre jahrelange Gewohnheit, einzig und allein in der Empfindungswelt ihres Bruders zu leben, machte sie für den Dichter zu einer gefährlichen Vertrauten. Auch sie hatte, gleich ihm, eine lebhaft e Einbildungskraft, die sprühende Phantasie des Künstlers, der das Gleißende liebt, und sie gab sich diesem Impuls um so schrankenloser hin, als sie es ja auf Rechnung eines Andern that. Es giebt eine Art unpersönlicher Unmoralität, die Frauen eigen ist, insbesondere Müttern, Schwestern und Geliebten. Sie äußert sich dadurch, daß man, sobald sich's um das Glück geliebter Personen handelt, die Gesetze des Gewissens nicht mehr wahrnimmt; Emilie, die in den Ansprüchen für sich die Entsagung und Einfachheit selbst war, ersehnte für ihren Bruder nur Ueberfluß, befriedigten Ehrgeiz; und Gedanken Ausdruck verleihend, welche René kaum zu gestehen gewagt hätte, sagte sie:

„Ach, ich wußte ja, daß Du siegen würdest . . . Die Damen Offarel haben gut reden, Du paßt nicht in den engen Rahmen unseres Lebens . . . Ihr Schriftsteller bedürft dringend äußeren Prunkes, weltlichen Ansehens . . . Mein Gott, wie gerne ich Dich reich wüßte! . . . Doch Du wirst es sicherlich werden . . . Eine dieser großen Damen wird Dich in ihr Herz schließen, Dich heirathen und Du wirst in einem Palast nicht aufhören, mein Bruder zu bleiben, der mich liebt . . . Sieh mal! wäre es denn denkbar, daß Du immer lebstest wie jetzt? Wäre es denkbar, daß Du eine Existenz führtest in einer kleinen Wohnung in einem 4. Stock, mit

schreienden Kindern und einer Frau mit abgearbeiteten Händen, gleich den meinen," und sie zeigte dabei ihre Finger, die Spuren fleißigen Nähens aufwiesen — „und daß Du unter dem Druck der Nothwendigkeit arbeiten müßtest, wie ein Kutscher um Stundenlohn . . . Du genießest hier zwar keinerlei Luxus, aber ich habe Dir denn doch Muße geschaffen . . .“

„Beste, theuerste Schwester! . . .“ sagte René, überwältigt von der Fülle von Liebe, von der die ausgesprochene Ansicht Zeugniß gab; noch mehr aber vielleicht bezwungen von der Uebereinstimmung dieser Zärtlichkeit mit seinen geheimsten Regungen. Obzwar Rosaliens Name zwischen den Geschwistern niemals mit Nachdruck genannt worden war und der Bruder Emilien keinerlei Geständnisse gemacht hatte, so war sich der Letztere denn doch klar, daß seine Schwester das unschuldige Geheimniß schon lange errathen haben müsse. Er wußte, daß sie, getragen von ihren ehrgeizigen Plänen für ihn, diese Heirath niemals gebilligt hätte. Würde sie aber, wie eben jetzt gesprochen haben, wenn sie alle Einzelheiten dieses Romanes kannte? Würde sie ihm je zu einem Treubruch gerathen haben, — denn ein solcher war es ja und zwar einer, der das edelveranlagte Herz schwer bedrückte. Der Herzensverrath eines Mannes nämlich, der seiner Liebe untreu wird und der ahnt, der sogar weiß, welche Wunde seine Treulosigkeit schlagen wird . . . Sobald Emilie sich entfernt hatte, überließ sich René während des Ankleidens den Gedanken, die durch den letzten Satz seiner Schwester angeregt worden waren; er hatte zum erstenmal den Muth, die Sachlage offen in's Auge zu fassen. Er erinnerte sich des kleinen Gartens in der „Rue Bagueur“ und des Abends, an dem er einen ersten Kuß auf die erröthenden Wangen des jungen Mädchens gedrückt hatte. Er war gewiß nie ihr Geliebter gewesen, allein diese Küsse, diese heimliche Verlobung? Es drängte sich ihm die unumstößliche Wahrheit auf, daß man kein Recht habe, das Herz einer Jungfrau zu rauben, wenn man nicht die Kraft fühlt, diese für immer zu lieben. Er mußte sich jedoch gleichzeitig laut eingestehen, was er sich, seit sein Stück Erfolg errungen und ihm dadurch eine hoffnungsreiche Zukunft erschlossen, insgeheim gesagt. „Dieses herrliche Dasein . . .“ hatte Emilie gemurmelt, und wieder entfalteten sich vor seinem innern Auge die

Bilder des am Vortag genossenen Glanzes und neuerdings hob sich von diesem reichen Hintergrund, das Gesicht Frau Moraines' ab, mit seinem Lächeln . . . Er bemühte sich jedoch redlich, die Versuchung von sich zu weisen. Laut bemerkte er: „Arme Rosalie, wie sanft sie ist und wie sehr sie mich liebt! . . .“ Und er empfand eine Art egoistischer Rührung, der innigen Liebe gedenkend, die er einsökte, eine Rührung, die vorhielt, bis er zum Frühstück ging. Wie einfach dieses Mahl war, wie wenig ähnlich dem üppigen Nachtessen von gestern! Auf dem mit geblütem Wachtuch überzogenen Tisch stand prunklos weißes Porcellan und grobes Glas, weil sowohl Fresneau's, Constant's als Francois's Ungeschicklichkeit, Krystallglas für den Gebrauch zu kostspielig gemacht hätte. Der gute Fresneau mit seinem langen Bart, dem zerstreuten Blick, aß schnell, sich auf den Tisch stützend, und führte das Messer an den Mund; seine Gewohnheiten waren in demselben Maße gemein, als seine Denkungsart vornehm; und um gleichsam den Gegensatz mit dem von René empfangenen Eindruck von trägem Cosmopolismus noch mehr zu betonen, gab er zum Besten, was er den Vormittag getrieben. Er hatte um 7 Uhr früh in der Schule Saint-André eine Wiederholungsstunde gegeben. von 8 bis 10 Uhr in derselben Schule die Jungen, die für das Lyceum noch zu schwach waren, vorbereitend unterwiesen. Dann hatte er nur noch knapp so viel Zeit erübrigt, um das Dach eines Omnibus zu erklettern, welcher ihn zu seiner dritten Lehrstunde in die „Rue d'Alsorg“ brachte, nahe bei Saint-Augustin.

„Ich habe unterwegs eine Zeitung gekauft,“ bemerkte der Biedere, „um darin den Bericht über die gestrige Abendunterhaltung zu lesen . . . Halt, ich werde sie verloren haben . . .“ ergänzte er, die Abtheilungen einer Schriften-tasche aus Leder durchsuchend, die durch den Gebrauch abgenützt, mit Büchern vollgepfropft und durch einen Riemen zusammengehalten war.

„Du bist aber wirklich ganz entsetzlich zerstreut,“ bemerkte Emilie mit einer gewissen Schärfe.

„Es thut nichts zur Sache, Vater Offarel wird uns schon auf dem Laufenden erhalten,“ meinte René heiter, „Du weißt ja, daß er ein lebendiges Lexicon ist. Er wird diesen

Morgen alle Zeitungen von Paris und den Provinzen gelesen haben! . . .“

Weil nun René nur zu gut wußte, daß der Bureau-Chef selbst die geringfügigsten Notizen über das im Palais Romof stattgehabte Fest gesammelt und die Mutter dieselben commentirt haben dürfte, empfand er das Bedürfniß, Rosalien persönlich darüber zu berichten. Es ist ein eigenthümlicher Instinkt, — wer vermöchte zu sagen, ob Verstellung oder Mitleid dabei mitspielt, — welcher den Mann bestimmt, dem Weib, das er zu lieben aufhören wird, solche Aufmerksamkeiten zu erweisen. Er machte sich daher unmittelbar nach dem Frühstück durch die „Rue de Vaurigard“ auf den Weg in die „Rue Bagueur.“ Einst entsprachen diese Morgenbesuche bei seiner Freundin einer Gewohnheit; auf dem Wege pflegte er auswendig einige Verse in der Manier Heine's zu dichten, die er ihr dann, wenn sie allein waren, vordeclamirte. Diese Gabe, traumverloren dahin zu wandeln, war ihm nun schon seit Langem versagt, doch hatte ihm die Unfeinheit dieses pariser Winkels noch selten einen so tiefen Eindruck als heute gemacht. Alles um ihn her verrieth das Mittelmaß des Kleinbürgers; von der Mannigfaltigkeit der bescheidenen Kaufläden an, bis zu der Art der Schaustellung der Waaren, welche fast in die Mitte der Straße hineinragten. An den Fenstern der Speisehäuser waren kleine, geschriebene Zettel befestigt, auf denen die außerordentlich mäßig gehaltenen Preise der vorhandenen Speisen verzeichnet waren. Selbst die Artikel in den Geschäften sahen ärmlich aus. Diese Anzeichen insgesamt erinnerten den jungen Mann an die gebotene Beschränkung bescheiden bestellter Börsen, an die Sparsamkeit, die eine Existenz bedingt, die nicht das Entsetzliche und Malerische offenkundigen Elendes hat. Im Beginn der Liebe geben uns alle Dinge, die das geliebte Wesen umgeben, Anlaß zur Nüchternheit, wenn man aber zu lieben aufhört, bieten dieselben Umstände ebenso viele Gründe zu erhöhter Entfremdung. Weshalb verargte der Dichter Rosalien den ärmlichen Eindruck, den diese Vorstadt auf ihn machte? Warum verstimmte ihn der Anblick der „Rue Bagueur,“ gleich einem persönlichen Fehler des jungen Mädchens? Die Straße bot mit den Klostermauern in der Tiefe und der Zeile alter Häuser, die bis zu denselben reichte, einen

trostlos armseligen, verlassenen Anblick. Ein mit Stroh beladener Wagen verstellte sie zur Hälfte; derselbe war durch Seile mit 3 Pferden bespannt, welche fraßen, das Maul in Futtertöpfen vergraben, während ihr Lenker in einem kleinen, benachbarten Weinschank sein Frühstück beendete. Links, längs des Fahrweges schritt eine Nonne, die einen dickgebauchten Regenschirm unter dem Arm trug; der Wind bewegte die weißen Flügel ihrer weißen Kopfbedeckung und das Kreuz ihres Rosenkranzes baumelte auf dem Kleid aus blauem Wollstoff hin und her. Wie so kam es, daß René das Unbehagen über die empfangenen spießbürgerlichen Eindrücke Rosalien zur Last legte, die Regung religiöser Schwärmerei aber, die das Gewand der Klosterfrau in ihm wach gerufen, unwillkürlich auf Frau Moraines übertrug? Die schönen Redensarten, die das reizende Weib am Vorabend über fromme Werke, an welchen sich so viele große Damen betheiligen, die man für oberflächlich hält, vor ihm ausgekramt, wurden in seinem Gedächtniß wieder lebendig. Es war das dritte mal seit diesem Morgen, daß er sich des Gesichtes dieser Frau erinnerte, und jedesmal steigerte sich noch die Lebendigkeit der Vorstellung. Himmel! wenn nur ein gnädiges Geschick sie ihm zufällig in einem dieser verborgenen Quartiere zuführte, da sie im Begriff war, ihre Armen zu besuchen! Statt dessen betrat er einen Gang, der in einen Hof mündete, in dem sich im Erdgeschoß die Wohnung der Familie Offarel befand. Durch das Beispiel der Fresneau angestachelt, hatten auch sie den Traum jeder kleinbürgerlichen Familie verwirklicht und sich in diesen entlegenen Stadttheil zurückgezogen, um eine Wohnung mit einem winzig kleinen Garten zu miethen.

„Ach, Herr René! . . .“ rief Rosalie, die auf das Läuten des jungen Mannes selbst die Thür zu öffnen kam. Die Offarel hielten nur eine Bedienerin, Mutter Forot, die Mittags fort ging und über welche die alte Dame nicht müde wurde, eine Fülle von Anekdoten zu erzählen. Das für gewöhnlich blasse Gesicht des jungen Mädchens wurde beim Anblick desjenigen, den sie liebte, vor Freude rosig angehaucht und sie stieß unwillkürlich einen leisen Schrei aus. „Es ist wirklich sehr lieb von Ihnen, daß Sie mir gleich berichten kommen, wie Ihr Stück gefallen!“ Sie führte den

Schriftsteller in das Speisezimmer, das durch ein Fenster an der Nordseite schlecht erhellt, und nicht einmal geheizt war. Frau Offarel hatte in ihrem ängstlichen Geiz, um an mäßig kalten Wintertagen das Heizen zu ersparen, den Ausweg gefunden, daß sie und ihre Töchter eine Art wattirter Kragen trugen.

„Sie sehen, wir zählen gerade Wäsche,“ sagte sie, zu René gewendet, indem sie ihm einen Sitz anbot. Und wirklich lag auf dem Tisch die Wäsche von den letzten 14 Tagen ausgebreitet; von den Hemden des Vaters angefangen bis zu jenen der Töchter. Der bläuliche Stich der Calicot- und Baumwollenstücke wurde durch das im Zimmer herrschende Zwielicht nur noch verdeutlicht. Es war eben die ärmliche Wäsche eines dürftigen Haushaltes; da gab es Strümpfe, deren Fersen vor Stopferei starreten, ausgefranzte Manchetten, an welchen der Einschlag sich abdrückte, mit einem Wort, einen ganz vertrauten Einblick, von dem das Mädchen rasch empfand, daß er nicht darnach angethan war, dem Dichter zu behagen; sie verhinderte ihn daher, den von Frau Offarel angebotenen Sitz einzunehmen, indem sie sagte: „Herr René wird es im Salon behaglicher finden, es ist hier denn doch gar zu düster . . .“

Noch bevor die Mutter die Möglichkeit gehabt hatte zu entgegnen, drängte sie den Besucher in den Raum, der diesen hochtönenden Namen führte, in Wirklichkeit jedoch Angelica's Arbeitszimmer war. Diese trachtete die spärlichen Einkünfte der Familie durch das Ertragniß von Uebersetzungen aus dem Englischen zu erhöhen. Sie saß im Augenblick, mit Schreiben beschäftigt, am Fenster. Ein Wörterbuch lag zu ihren Füßen, die mit vertretenen Pantoffeln bekleidet waren. Sobald sie René's ansichtig wurde, raffte sie Bücher und Schriften zusammen. Sie enteilte immerhin nicht schnell genug, um den Anblick ihrer zerzausten Haare zu ersparen und des Schlafrockes, an dessen Taille so mancher Knopf fehlte.

„Bitte, entschuldigen Sie mich gefälligst, Herr René,“ sagte sie lachend, „ich sehe entsetzlich aus und kann mich nicht zeigen.“

Der junge Mann, der sich gesetzt hatte, betrachtete das ihm wohlbekannte Gemach, dessen Schmuck in einer Reihe von Aquarellen bestand, die der Bureau-Chef in seinen Muße-

stunden gemalt hatte. Es waren ihrer ohngefähr ein Duzend, von denen einige Landschaften darstellten, die er auf seinen Sonntagsausflügen skizzirte, andere wieder waren Copien nach Vorbildern, die dem Geschmack Vater Offarel's ganz besonders zusagten; eben diese, wie z. B. die „verlorenen Illusionen von Gleyre“, waren René besonders zuwider. Ein Filzteppich von verblaster Farbe, sechs Sessel und ein mit Teppichen bedecktes Sopha vervollständigten die Einrichtung dieses Zimmers, das der Poet einst als das Symbol fast idealer Einfachheit geliebt hatte, das ihm heute jedoch doppelt widerwärtig vorkam, in Ansehung der Stimmung, in der er sich befand, und der Bissigkeit, mit der Frau Offarel bemerkte:

„Nun, war es gestern in der vornehmen Welt recht lustig?“ Und ohne seine Antwort abzuwarten, setzte sie hinzu: „Ihr Herr Larcher verkehrt wohl nur mehr mit Menschen, die ein Hotel haben, einen eigenen Wagen und Alles, was dazu gehört? . . . Wenigstens spricht er nur mehr von Gräfinen, Baroninen, Prinzessinen . . . fürwahr, eine ganz merkwürdige Wandlung für ihn, der vor 10 Jahren noch Stunden gegeben hat.“

„Aber Mama!“ fiel ihr Rosalie mit flehender Stimme ins Wort.

„Weshalb schaut er auch immer so herausfordernd drein,“ fuhr die alte Dame fort; „ja, er mißt uns ja mit den Augen, als wollte er sagen, ihr armen Teufel ihr! . . .“

„Sie beurtheilen seinen Charakter falsch,“ erwiderte René; „er hat allerdings die äußern Formen der eleganten Welt angenommen, aber das ist ja für den Künstler etwas ganz Selbstverständliches! . . .“ Dann fügte er lächelnd bei: „Sehen Sie, ich selbst war gestern ganz entzückt, diese Soirée besuchen, so einen Palast sehen zu können, und all' die Blumen, die Toiletten und den Rest der Herrlichkeiten . . . glauben Sie, daß mich das hindern wird, meine alten Freunde, mein bescheidenes Heim zu lieben? . . . Ich kann Sie versichern, daß wir Schriftsteller alle diesen Gang zu äußerem Ansehen haben; Balzac hatte ihn, Musset desgleichen. Das ist eben eine kindische Schwäche, ohne jedwede Tragweite . . .“

Während der junge Mann so sprach, richtete Rosalie Blicke auf die Mutter, deren jeder einzelne mehr Seligkeit verrieth als ihre armen Augen seit Monaten ausgedrückt

hatten. Indem René selbst auf diese Weise seine innersten Empfindungen preisgab und bespöttelte, folgte er nur dem Impuls seiner Herzensregungen, die dermaßen verwickelt waren, daß das einfache Kind deren Triebfeder gar nicht fassen konnte. Das Gesicht des jungen Mädchens hatte bei dem von Frau Offarel ausgesprochenen Satz: „in Ihrer vornehmen Welt,“ so unverhohlene Angst verrathen, daß er einsehen lernte, daß dem Seherblick jener, die ihn liebte, die Anziehungskraft nicht entgangen war, die für ihn in dem prunkvollen Blendwerk lag. Anderseits schämte er sich wieder, so plebejisch zu sein in dieser Lurustrunkenheit. Und so hatte er denn von den empfangenen Eindrücken gesprochen, als hätte er sich von denselben nicht täuschen lassen, zum Theil, weil er Rosalien unnützen Kummer ersparen wollte, dann aber auch, weil es ihm lieb war, sich diese Schwäche zu gestatten, ohne sich derselben entschieden schämen zu müssen. Für gewisse Naturen bedeutet das Geständniß seiner Fehler auch deren Verzeihung, und die Gewohnheit moralischen Freimuthes in der Vergliederung der eignen Empfindungen erzeugt diese Anschauung bei Schriftstellern besonders oft. Indem nun René Larcher vertheidigte, gefiel er sich darin abermals, die Einzelheiten des eignen Behagens durchzukosten; er that es jedoch mit so feiner Ironie, daß es ihm wohl gelungen wäre, selbst einen gewandteren Beobachter, als dies verliebte Kind war, irre zu führen. Während er sich nun über den „Snobismus,“ wie er es nannte, lustig machte, den beiden Frauen die englische Ableitung dieses Wortes erklärend, fuhr er im Stillen fort den kleinlichen Betrachtungen nachzuhängen, die sich seit gestern in ihm mehrten. Er ward unwillkürlich veranlaßt, den Abgrund zu erwägen, der die bei Frau Komos erschauten Geschöpfe — lebendige Rosen, die alle in dem Treibhaus europäischer Aristokratie großgezogen waren — von diesem kleinen Bürgerkind trennte, mit dem fahlen Teint, den von der Arbeit ermüdeten Fingern, dem schlicht geglätteten Haar, und dem bescheidenen Auftreten, das es fast linkisch erscheinen ließ. Nach und nach steigerte sich dieser Vergleich bis zur Schmerzhaftigkeit und der junge Mann bekam wieder einmal plötzlich einen jener Anfälle innerer Gleichgiltigkeit, durch die er seine Freundin so sehr betrübe. Sie bemerkte dieselben immer, ohne jedoch deren

Ursache zu errathen. Sie kannte ja René so gut! . . . Sie ahnte instinktiv, daß in ihm ein Doppelwesen lebt; das Eine war sanft und gut und zärtlich, unfähig, Schmerz zu ertragen, der Nührung leicht zugänglich, mit einem Wort, das war der René, den sie liebte, — dann aber gab es auch noch einen andern, der starr, erregbar, erzürnt wider sie, ihr fremd war . . . Was diese beiden Strömungen mit einander verband, was ihnen gemeinsam war, das konnte sie nicht fassen. Was sie jedoch mühelos begriff war, daß sie vor der siegreichen Aufführung des „Sigisbée“ nur den ersten René gekannt hatte, seither aber immer den letzteren. Sie getraute sich nicht zu sagen: „Dieser unselige Erfolg . . .“ Sie war ja so stolz auf denselben! Und doch wieder ersehnte sie die Zeit zurück, in der ihr Freund unbekannt, arm und völlig ihr eigen war! . . . Wie doch sein Tonsall hart klingen konnte, so hart, daß selbst was er mit Andern sprach, wider ihr Herz gerichtet schien! Eben jetzt plauderte er mit Frau Offarel, aber die Art, wie er die unschuldigsten Redensarten betonte, that Rosalien in der Seele weh. Frau Offarel jedoch, die seit einigen Secunden in Gedanken verloren schien, erhob sich plötzlich und sagte: „Ich höre Cendrette an der Thür fragen, sie verlangt hinaus in's Freie.“ Sie ging wieder in's Speisezimmer zurück, um der Lieblingskaze die in den Hof führende Thür zu öffnen, abgesehen davon fühlte sie sich auch darüber sehr befriedigt, daß sie die beiden jungen Leute allein lassen konnte; dafür sprach wohl der Umstand, daß sie nachdem Cendrette fort war, sich auch noch bei Raton, einer andern ihrer Kostgängerinnen aufhielt, derselben mit lauter Stimme zrufend: „Wie gescheidt Du bist, mein Raton! Wie lieb ich Dich habe, Du kleiner Satan Du! . . .“ Es war dies ein von ihr erfundener Rosenamen für ihre Kazen; während sie so sprach, dachte sie bei sich: „Da er gleich gekommen ist, so will er ihr auch treu bleiben, wann aber wird er sich erklären? Armes Mädchen! . . . So eine Perle wird er in all' feinen goldstrogenden Salons nicht finden. Sie ist so sanft, so anständig, so einfach und wahr! . . .“ Laut aber fuhr sie fort: „Nicht wahr, mein Raton? Du verstehst mich, mein Sohn? . . .“ Der Kater machte einen Buckel, rieb den Kopf an den Rücken seiner Herrin, schnurrte wohligh und das stumme Selbstgespräch der

Mutter nahm seinen weitem Verlauf: „Auch ist er eine gute Partie geworden, man darf das betonen, weil man ihn schon vorher gemocht. Sie wird sich nicht zu bescheiden brauchen, wie ich mit Offarel. Ist es nicht eine Sünde, daß sie ihre reizenden Händchen mit dem Ausbessern der Wäsche verderben muß . . .“ und von gewohntem Thätigkeitstrieb erfaßt, griff sie nach einem Stoß bereits durchgesehener Taschentücher und erwog abermals: „Welche Ueberraschung ihr die kleine Ausstattung bereiten wird! . . .“

Sie hatte nämlich in dem unermüdlichen Streben zu sparen von dem ohnedies karg zugemessenen Haushaltungsgeld, das der Mann ihr gab, ohne sein Vorwissen einige tausend Francs bei Seite gelegt. Sie lächelte vor sich hin und horchte mit einer gewissen Besorgniß, was wohl die Beiden im Nebenzimmer mit einander reden möchten: „Was sagen sie sich?“ Sie wußte zwar, daß ihre Tochter René liebte, doch nicht, daß sie sich heimlich verlobt. Wie erstaunt wäre sie gewesen zu hören, daß ihr Kind, das mit dem Freunde schon manch' flüchtigen, schüchternen Kuß getauscht hatte, kaum daß die Mutter das Zimmer verlassen, dessen Hand ergriff und ihm mit zärtlichstem Vorwurf sagte:

„Und Sie konnten mich gestern Abend ohne Abschied verlassen?“

„Ich bin eben von Claude gedrängt worden,“ bemerkte René erröthend, indem er die Finger des Mädchens drückte; diese aber ließ sich weder von dieser Ausrede, noch von dieser erzwungenen Zärtlichkeit täuschen, denn sie entzog sich seiner Liebkosung, schüttelte traurig den Kopf und öffnete mit äußerster Anstrengung den Mund:

„Nein, nein,“ sagte sie, „Sie sind nicht mehr so lieb wie einst . . . Wie lange ist es her, daß Sie keine Verse mehr für mich gedichtet?“

„Sie glauben also auch echt bürgerlich, daß man nach Belieben dichten kann?“ antwortete fast mürrisch der junge Mann. Er empfand jene Gereiztheit, die ein sicheres Anzeichen abnehmender Liebe ist. Von dem Instinkt getrieben, Alles ergründen zu wollen, und wohl auch, weil sie das enteilende Glück festzuhalten trachten, pflegen Frauen, die sich schon minder innig geliebt glauben, gerne kleine, bescheidene Ansprüche geltend zu machen, die auf das Herz des Mannes

dieselbe Wirkung hervorbringen, wie ein ungeschickter Peitschenhieb auf das Maul eines Pferdes. Der Geliebte, der gekommen ist mit dem Vorsatz, sanft und zärtlich zu sein, bäumt sich auf. Rosalie hatte Mißfallen erregt; sie ward sich dessen ebenso bewußt, als sie vorher René's Gleichgiltigkeit empfunden, und eine eigenthümliche Verstimmung kam über sie. Sie war seit dem Abschied des Freundes gestern am Abend blindlings eifersüchtig, und ohne sich thatsächlich vorhandene Gefühle eingestehen zu wollen, hatte sie sich vor dem Einschlafen die Frage gestellt: „Wem wird er auf diesem Feste begegnen? . . .“ dann, anstatt zu schlafen, gedacht: „Mit wem plaudert er? . . .“ Nun aber sagte sie sich: „Ach, er ist mir bereits untreu geworden, sonst brächte er es nicht über's Herz, in diesem Ton mit mir zu sprechen . . .“ Das lange Schweigen, das der harten Antwort folgte, war ihr peinlich, so daß sie schüchtern bemerkte:

„Haben die Schauspieler gestern gut gespielt?“ Warum berührte es sie schmerzlich, daß René sich dieser Frage bemächtigte, um zu verhindern, daß das Gespräch sich in andern, als oberflächlichen Bahnen bewege? Weil eben das Herz des Weibes, das liebt, — und sie liebte wirklich, — selbst den unscheinbarsten Eindrücken immer wieder erneuerte Empfindlichkeit entgegenbringt, und so vernahm denn auch sie tiefbewegt René's Antwort: „Sie haben vorzüglich gespielt! . . .“ Dann vertiefte er sich in eine Besprechung des Unterschiedes zwischen dem entfernten Spiel auf der Bühne und dem nahe gerückten im Salon.

„Arme Kleine!“ sagte sich Frau Offarel, als sie wieder eintrat, „sie ist so naiv und hat ihn nicht bestimmen können, von Anderem zu sprechen, als von diesem verwünschten Stück.“

Und gewissermaßen um ihrem Groll darüber, daß sie den Augenblick nicht absehen konnte, in dem René sich erklären würde, Luft zu machen bemerkte sie: „Sagen Sie, beneidet Ihr Freund Larcher Sie denn nicht um Ihren Erfolg? . . .“